

Der Beobachtungsaufsatz in der Sekundar- und Mittelschule

Autor(en): **Steffen, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **20 (1934)**

Heft 2: **Vom deutschen Aufsatz I.**

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-525642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rungen aus, aber auf eigene Faust. Ich wurde immer frecher, so dass ich mich bei hellem Tage in die Speisekammern schlich. Ich frass in der Käserei vom schönsten, runden Käse. In der Konditorei liess ich mir die Süssigkeiten munden. Beim Metzger benagte ich die zarten Bratwürste. Der Köchin geriet ich hinter den Pudding. O, manchmal habe ich Pech gehabt. Einmal ersoff ich fast im Milchlafen. Ein andermal frass ich ein Stücklein vergiftete Wurst, dass ich fast draufging. Das drittemal büsste ich in einer Mäusefalle den Schwanzzipfel ein. Kurz, überall war ich zu finden und wanderte Tag für Tag an einen andern Futterplatz. Da kam es schlimmer. Die Köchin, der Metzger, der Konditor,

alle, alle schienen sich gegen mich verschworen zu haben, denn wo ich hinkam, waren die Sachen eingesperrt. In meiner Not lief ich in eine Mäusefalle, um den Speck zu kosten. Ich dachte mir: „Hat's dir bis jetzt weiter nichts gemacht als das Stücklein Schwanz eingebüsst, kostet's mich auch jetzt noch nichts.“ Aber diesmal sass ich gefangen im greulichen Gitterkäfig. Ich weinte herzzerbrechend. Ein Knabe überlieferte mich einer Katze. Sie quälte und marterte mich grässlich. Dem Tode nahe, konnte ich ihr ent-schlüpfen. Jetzt habe ich mich gebessert. Ich bin zufrieden mit den Speiseabfällen, die die Leute auf die Kehrthäufen werfen.

Murg.

A. Giger.

Mittelschule

Der Beobachtungsaufsatz in der Sekundar- und Mittelschule

I. Grundsätzliches zum Deutschunterricht.

Religion, Geschichte und Deutsch heisst die Dreiheit der Fächer, die über die Beeinflussung von Geist und Gedächtnis, Energie und Empfindungskraft hinaus die metaphysische Tiefe des Menschen aufrühren. Keine andern Fächer arbeiten so an der innern, ewigen Gestalt des Menschen. Wenn Religion vom Reiche Gottes und seiner hohen Verpflichtung redet, Geschichte den ewigen Geist in den Wandlungen des Völkerlebens bald licht und offenbar, bald nächtig und wie in der Wolke zeigt: dem Deutschunterricht ist es gegönnt, die leise Linie zu weisen, wo Hügel und Himmel, warmes Grün einer erfüllten Erde und blaue Kühle strenger Verheissung schön ineinander klingen.

Deutsch ist eines der gesegnetsten unter den Fächern, und der Segen bedeutet, wie immer, Fruchtbarkeit und Fülle. Man fühlt in den hohen Augenblicken des Deutschunterrichtes die Nähe der Nabe, von der alle Speichen an das Rund des Rades reichen, das ewiger Geist in Händen hält.

Keine Disziplin ist so verfälscht wie gerade das Deutsche, dessen Stoffgebiet weder Zoologie noch Botanik, weder Geologie noch Geographie, weder Physik noch Chemie, weder Geschichte noch Psychologie und Metaphysik darstellen. Und dennoch muss sie sich allem Bewegten und Unbewegten in der Natur offen halten, muss allen Leistungen der Kultur und Zivilisation, allen Unruhen und Seligkeiten des inneren Menschen Verständnis und Aufgeschlossenheit entgegenbringen. Aber auch methodisch erweist sich eine Vielfalt als notwendig, die sich gelegentlich fast zum Selbstwiderspruch steigert: Heute hat dies Unterrichtsfach das Gefühlsleben des Schülers für die zarte Schwingung eines lyrischen Gedichtes empfänglich zu machen und morgen sein kühlstes Abstraktionsvermögen aufzurufen zur Schaffung einer Abhandlungsdisposition oder zum Verständnis grammatischer Tatsachen, und zu all dem kommt (Frage des Arbeitsmaterials!) die nie zu vollendende Aufgabe

der Sprachgestaltung mit ihrem immer neuen Glück, mit ihrer nie ganz ausbleibenden Enttäuschung. Begreift man, dass bei solcher Zweigung und Verästelung ein starker Stamm, der aus noch stärkerer Wurzel wächst, das Ganze zusammenhalten muss?

Beinahe alle Fächer begegnen und grüssen sich im Deutschunterricht, aber nicht in der ihr eigenen Schwere und Selbsterfülltheit. Finden können sie sich nur in einer gewissen Vereinfachung (und Vergeistigung), nicht so sehr in dem, was sie als Stoff, sondern was sie als Wert für den Menschen bedeuten.

Der Deutschunterricht durchseelt mehr als der Durchschnitt der übrigen Fächer. Seine Bedeutung liegt nicht allein im Lehrstoff, den er vermittelt, sondern ebenso sehr in der Erziehung, der innern Formung, die der Schüler durch ihn erfährt. Humanität ist demnach der Stamm, der die Vielfalt der Beschäftigungsrichtungen innerhalb dieses Faches zusammenhält und der Lehrer muss diese humanitas hineintragen in die Schule. Nur was durch die Seele gegangen ist, was vermenschlicht worden ist, kann im tiefsten fruchtbar werden im Deutschunterricht.

Aber der Mensch, der Lehrer, vermag unmöglich seiner Stellung im Ganzen der Welt, die ihn angeht, und der Welt selber inne zu werden, ohne dass seine Humanität im Uebersinnlichen wurzelt. Solange dieser Unterbau fehlt, ob er bewusst sei oder nur empfunden, kommt weder die Seele im höchsten Sinne zu sich selber, noch die Welt zu ihr. Es fehlt der angeschauten Welt ein letzter Sinn, wie dem Betrachter das grosse Getrostsein mangelt. Wer sich aber letztlich, auch als Lehrer, in mehr als nur natürlichem Sinne ineins gesetzt weiss mit der schönen Ordnung der grossen und kleinen Welt, ihrem Sinn vertraut und dem atmenden Geiste, der sie trägt, dem wird sich die Welt verwandeln, dem wird sie sich zu eigen geben („Alles wird Weinberg, alles

wird Traube, in seinem fühlenden Süden gereift.“ Rilke) und er wird imstande sein, im reinsten und schönsten Sinne andern wiederzugeben, was er empfangen hat, als Lehrer, als Erzieher.

II. Der erzieherische Wert des Beobachtungsaufsatzes.

Dergleichen musste gesagt werden zu Beginn einer Arbeit, deren Titel eine Aufsatzart nennt, die wenig Geist und Beseehung zu ertragen scheint, die in jüngster Zeit gepflegt wird von Schulmännern, die weltanschauliche Positivisten wie Thomas Mann aufs höchste zu schätzen scheinen.

Die Bevorzugung des Beobachtungsaufsatzes in der Sekundarschule und auf der Mittelstufe der Gymnasien und Realschulen bedeutet indessen keine Absage an Geist und Gemüt zugunsten des blossen Formalismus, im Gegenteil: Ich wüsste kein besseres Mittel, den jugendlichen Menschen in die Richtung zu weisen, die der Entwicklung seines ganzen Wesens so gemäss wäre, kein besseres Mittel, ihm das Staunen und die Ehrfurcht vor der unerschöpflichen Fülle der Natur und menschlicher Kulturleistung wachzurufen, als eben den Beobachtungsaufsatz.

Der Knabe im Alter von 13 bis 16 Jahren lebt noch ganz im Konkreten, und es gilt, die ungemeine Fähigkeit des Aufmerkens (man denke an die allgemeine Beliebtheit des Bastelns!) für den Aufsatzunterricht auszunützen. Wo der Junge innerlich dabei ist, arbeiten seine Sinne lebhaft und scharf. Man braucht die Anlagen nur zu steigern und dem natürlichen Entdeckerdrang neue Wege zu weisen.

Macht man die Studenten darauf aufmerksam, dass es weder in den praktischen Berufen noch in den Bezirken der Kunst und Wissenschaft ohne Beobachtung abgeht (dass die Naturwissenschaften ihr nicht weniger als Material und Methode verdanken, lässt sich leicht erweisen), belegt man am

Beispiel einzelner Forschungen und Forscher seine Behauptung — ohne grosse Beobachter keine bedeutende Zivilisation — überlässt man überdies dem Schüler innerhalb eines bestimmt gezogenen, aber nicht zu engen Rahmens die Wahl des zu beschreibenden Gegenstandes, dann wird die notwendige innere Anteilnahme umso weniger ausbleiben, als der Zögling, bei glücklicher Rahmenbestimmung durch den Lehrer, gewöhnlich zu seiner eigenen Ueberraschung nicht nur eine, sondern eine ganze Anzahl Entdeckungen macht und ein schöner Wettstreit um die Ehre der eindringlichsten Beobachtung, der eigenartigsten Entdeckung den Einzelnen mit sich fortreisst.

Ueber den Beobachtungen an Landschaftsformen, Tieren, Pflanzen, Denkmälern der Architektur, der Plastik, der Malerei, an Erzeugnissen der angewandten Künste, an technischen Einrichtungen, an Menschen und ihren Berufen erweitert sich ganz von selbst und auf dem erfolgreichsten Wege (des Erlebnisses und der Selbsterfahrung!) für den Schüler die Kenntnis der Welt.

Und was für eine Erziehung zur Ehrlichkeit, zur treuen und vertrauenden Hingabe an die Wirklichkeit! Denn die Welt wird objektiv, rein gegenständlich erfasst. Wie sie gesehen und — beschrieben wurde, ist sie (Erkenntnistheoretische Bedenken, an sich schon für den Christen nicht erheblich, bilden hier überhaupt keine Beschwer) und wie erfüllt erscheint sie, trotzdem die Phantasie nirgends „verschönert“ oder „bereichert“ hat: Fünfzig Aufsätze im gleichen Rahmen und mindestens dreissig mit einem andern Sachinhalt, mit einem Inhalt, der wie neu anmutet, weil der Gegenstand zum erstenmal nicht bloss gesehen, sondern angeschaut, beobachtet wurde, bis ins Einzelne. Liest man fünf, liest man zehn Aufsätze vor (oder Abschnitte daraus), ergibt sich leicht, ohne

dass der Lehrer viele Worte zu verlieren braucht, ein Gefühl von der Vielfalt der Erscheinungen im scheinbar Gleichartigen. Ergebnis und Wert menschlichen Schaffens wird empfunden, Reichtum und Würde der Natur gefühlt, und man glaubt auf einmal dem alten schönen Satze: Omne ens est bonum.

Ist der Schüler einmal durch Anschauung und Erfahrung überzeugt vom Reichtum sachlicher Welt — und der äussere Mensch gehört ebenfalls hieher —, dann ist nur ein Schritt zu der Erkenntnis, dass der Erscheinung des Menschen ein Wesen entspricht, das durch die Zustände, die Handlungen, die Sprechweise des Einzelnen hindurch erfasst werden kann: die Seele. Zu den Sachkenntnissen, die sich aus der Beobachtung der Umwelt ergeben haben, tritt jetzt in organischem Wachstum und Aufbau die Kenntnis des Psychischen. Der Schüler ist von der Beschreibung (= Gegenstandscharakteristik) zur Charakteristik im engeren Sinne (= Beschreibung des Psychischen) aufgestiegen.

Von neuem geht Belebung, Vergeistigung, Beseelung über in das Aufsatzschaffen, ist doch unsere Sachlichkeit zum voraus getragen von der Zuversicht, dass uns das Würdige werde, wenn wir nur den schlichten, den anfänglichen Weg der Sinne gehen, hinter denen freilich die Seele steht.

Was der Beobachtungsaufsatz, wenn man seine Aufgabe ernsthaft auffasst, an Willensschulung bedeutet, soll hier nur kurz gezeigt werden. Schon die Notwendigkeit, sich den Gegenstand der Beschreibung suchen, entdecken, mehr noch: ihn auch in den Teilen aufs genaueste beschreiben zu müssen, die man „längst“ zu kennen glaubt, ferner die Folge der einzelnen Glieder so zu ordnen, dass sich keine Wiederholungen ergeben und die Reihenfolge zum wenigsten als natürlich empfunden wird: All das macht Ansprüche an die Ausdauer, an den Fleiss des Studenten, am meisten aber die Stili-

sierung, von der u. a. der folgende Abschnitt redet, der den Weg zum Beobachtungsaufsatz zeigt.

III. Methode.

Bei der Auswahl der folgenden Themen ist nicht der Titel ausschlaggebend, sondern die Forderung, die der Lehrer daran knüpft. Anregungen, wie sie in den anzuführenden Ueberschriften enthalten sind, werden den Schülern oft geboten, aber man dringt in der Regel zu wenig auf eine Präzisierung der Aufgabe. Das Thema „Auf der Messe“ z. B. kann sehr verschiedene Ziele haben. Es kann eine Gesamt-„Schilderung“ der Budenstadt verlangen (meist kommt dabei wenig mehr heraus als eine oberflächliche Nennung der einzelnen Stände und Buden, ein Katalog), es kann ein Stimmungsbild gemeint sein, (wobei wir weniger von der äusseren Wirklichkeit selbst erfahren, als vom Eindruck, den sie auf den Beschauer gemacht hat), es kann auch eine eindringliche Beobachtung eines einzigen oder einiger weniger Objekte vorschweben. In jedem Einzelfall wird der Aufsatz wesentlich anders aussehen und demnach auch anders zu beurteilen sein. Wenn aber dem Lehrer nicht klar ist, was er mit einem Thema will (dass ein neuer Aufsatz entstehe, ist keine hinreichende Zielsetzung): wie soll er dann die Art der Veranlagung des Schülers und vor allem seine Fortschritte prüfen?

Bei der Bestimmung der Themen Sorge man für ausreichende Freiheit in der Wahl des Einzelgegenstandes.

Ich nenne als Rahmen (den genauern Titel bestimmt der Schüler selbst) die Ueberschriften: Auf der Messe. Beim Wochenmarkt. Entdeckungen in der Altstadt. Ein Wandgemälde. Eine Plastik. Ein Brunnen. Ein Hauseingang. Ein Türsturz usw. Modernes Luzern. Beschreibung eines Innenraumes: (Titel: Im Lesesaal der Kantonsbibliothek. In der Bahnhofhalle. Eine Schuhmacherwerkstatt. Beim Coiffeur. In der Buchhandlung. Im Rathaussaal. In der Sakristei, usw. usw.). Das Fenster als Bildrahmen (= Beschreibung der Aussicht, wie sie sich vom Hintergrunde

eines Zimmers zeigt). Ausschnitt aus unserem Garten. Ein Stück Seeufer. Ein Fahrweg. Im Steinbruch. Ein Berg von einem bestimmten Standort aus. Beschreibung eines Menschen (zunächst ohne den Versuch, auf das Innere zu schliessen: Herr X., Frau Y., Schlossermeister Z., usw.).

Selbstverständlich kann es nicht schaden, wenn gelegentlich alle Schüler denselben Einzelgegenstand beschreiben.

Es ist meines Erachtens von entscheidender Wichtigkeit, dass man den Studenten zwingt, sich zunächst auf einen Gegenstand festzulegen.

Der Schüler durchwandert und durchforscht zwar den ganzen Markt, die ganze Altstadt (oder wenigstens einen grössern Teil), aber der Aufsatz gilt, wie schon die Titel zeigen, zunächst nur einem Objekt, z. B. einem Haus und daran einer Seite (die Westwand des Hauses zur Sonne am Luzerner Weinmarkt), einem Marktstand und einem Handel, der daran stattfindet (wobei Marktstand und Art der Waren, Aussehen und Gebaren des Händlers und des Käufers bis ins Einzelste studiert werden). Die Art, wie die Ware dem Kunden übergeben wird, und wie dieser sie entgegennimmt, ist ebenso wichtig wie die Feststellung, was gekauft worden ist.

Es ist von geringerem Bildungswert, zusammenfassend zu sagen, wie der Billige Jakob an Jahrmarktstagen (Plural!) mit seinen Kunden (Plural!) umzuspringen pflegt (pflegt!), als sprachlich aufs genaueste festzuhalten, wie er mit der Eierfrau X. nachmittags halb vier sich auseinandersetzte, als er mit ihr irgend einen, an sich vielleicht unwesentlichen Handel abschloss. Beiläufig: Zahlreiche Stücke aus Lesebüchern, vorab ältern Datums, kommen über dieses Generalisieren nicht hinaus, zumal bei Naturbeschreibungen, und der Schüler ist sehr schlecht beraten, wenn er sich von ihnen beeinflussen lässt, denn sie erziehen ihn zum vornherein zur Phrase. Der Junge glaubt an eine innere, erlebnismässige Beziehung zur Natur und etwas geleistet zu haben, wenn er imstande ist, in den „gewählten“ Worten seines Vorbildes über Wald und Wiese und die Sonne zu plappern, die wieder einmal „ihre warmen Strahlen auf die Erde sendet“.

Es gilt nicht zu schematisieren, sondern zu individualisieren. Der Verlauf aller Linien, die Tönung und Zusammenordnung der Farben, das Spiel der Lichter und Schatten ist bei jedem Gegenstand aufs sorgfältigste zu beobachten und sprachlich festzuhalten, handle es sich um die Beschreibung eines Stalles, einer Tenne, eines Waldweges, eines plastischen Ornamentes an einem Hause oder um die Erfassung eines Berges bei verschiedenen Tageszeiten, bei verschiedener Witterung. So allein entheben wir die Dinge dem Nebel und den Abstraktionen, womit unsere durchschnittliche Gedanken- und Fühllosigkeit sie umschleiert.

Weder die Grösse des Aufsatzes, noch die Zahl der erwähnten Gegenstände ist für die Beurteilung von erster Bedeutung. Eine Arbeit, die zehn Objekte flüchtig beschreibt, ist wertloser als eine, die ein einzelnes wirklich eindringlich behandelt.

Und hier ist die Stilisierung von besonderer Wichtigkeit.

Zunächst ist alles Phrasentum mit Entschiedenheit zu bekämpfen. (Uebrigens wird man sehen, dass die Art der Themenstellung die Möglichkeit zum Wortemachen von selbst sehr stark beschränkt). Fort auch mit aller Schwammigkeit im Ausdruck, weg mit dem unüberlegten Gebrauch der Hilfsverben oder anderer blutarmer Tatwörter!

Es heisst nicht: Auf dem Dache gibt es, hat es, ist, befindet sich eine Fahne, ist eine Fahne angebracht; das Dach ist versehen mit einer Fahne, sondern: Auf dem Dache weht, wimpelt, flattert, flammt, schlappt eine rote Fahne. Die Schiffsfahne knarrt im harschen Nordost (Wie viele von den Schülern erinnern sich an dieses ausgesprochene Geräusch?).

Wir reden nicht immer vom Pferde, sondern meist genauer vom Ross (Bedeutung im Hochdeutschen?), von der Stute, vom Hengst, vom Schimmel, vom Fuchs, vom Schecken, usw.

Der grosse Stilist weiss Wunder zu tun auch mit verallgemeinernden Ausdrücken, mit Eigenschaftswörtern, wie: „schön“, „herrlich“, „prächtig“, usw. mit Dingwörtern, wie: Obst, Blumen, Früchte, die wir im richtigen Zusammenhang als einzig möglich empfinden. Aber der Schüler zwischen Knaben- und Jünglingsalter wird nicht imstande sein, stilistisch schon so zu be-seelen, dass jene Worte den Glanz wahren, den sie bei Hofmansthal, bei Rilke, bei Hans Carossa haben. Statt: „Eine schöne Hand“ stehe darum etwa: „eine schmale, zartgliedrige Hand“; statt zu sagen: „Im Garten gibt es viele Blumen“, setze man die einzelnen Namen.

Gegenstände verlangen im Gegensatz zu lebendigen Wesen eine gewisse Ruhe und Gelassenheit in der Stilisierung. Der kurze abgehackte Satz, wie er z. B. an gewissen Stellen der Erzählung am Platze sein mag, würde bei der Sachbeschreibung im allgemeinen stilwidrig wirken.

Es heisst darum nicht: Das Zimmer ist geräumig. Ein Tisch befindet sich darin. Er ist aus Eichenholz. Auch ist er mit einer Decke versehen. Diese ist rot. (Eine solche Formulierung verriete zudem schon beim Sekundarschüler der ersten Klasse mangelnde geistige Beweglichkeit), sondern wir stilisieren straffer, aber auch sachentsprechender: In dem geräumigen Zimmer steht ein rot bedeckter Eichentisch.

Es versteht sich von selbst, dass derlei Uebungen in Wortwahl und Satzbau dem Aufsatzunterricht auch nebenher gehen müssen. Ob mündlich oder schriftlich durchgeführt, pflegen sie dem Schüler Freude zu machen.

Bei solcher Spracherziehung — es konnten überall nur Andeutungen gegeben werden — ist, besonders gegenüber Anfängerarbeiten, die Korrektur durch den Lehrer zwar anstrengend und zeitraubend, aber entschieden auch lohnend.

Und von selbst muss bei so sachgebundener Arbeit dem Schüler aufgehen, dass Stil nicht verschönende, aufputzende und aufmutzende Zutat ist, die ebensogut wegblei-

ben könnte, sondern beim geringsten Schreiber, der sich ehrlich müht, wie beim grössten Sprachkünstler nichts als der unentbehrliche Ausdruck der

Sache selbst, wie sie tatsächlich ist, oder vom Schreibenden empfunden wird.
Luzern. Konrad Steffen.

Die Vorbereitung auf wissenschaftliches Arbeiten

Wissenschaftliches Arbeiten ist Vorrecht und Pflicht der Hochschule. Gymnasium, Handelsschule, Seminar müssen und dürfen wissenschaftliches Arbeiten vorbereiten. Das will nicht besagen, dass an den obersten Klassen „Seminararbeiten in Miniatur“ — vielleicht besser „in Karikatur“ — aufzugeben sind. Die besondere Begabung eines Schülers mag eine Ausnahme rechtfertigen; allgemeine Aufgaben solcher Art wären verfehlt. Der Hauptschaden wäre nicht die verlorene Zeit und Mühe, sondern die Aushöhlung des Begriffs „Wissenschaft“. Es wird ja leider an den Gymnasien schon genug Unfug getrieben mit „genial, klassisch, Höchstleistung usw.“ „Wissenschaft“ darf nicht auf dieses tiefe Niveau herabsinken. Wissenschaft ist ja das Ideal, für das wir die Schüler begeistern, mit Ehrfurcht und Opferfreude erfüllen müssen. Kann aber ein Student ohne viel Geist etwas aus einem Buche abschreiben oder in ein paar Stunden „zusammenschmeissen“, um eine „vortreffliche wissenschaftliche Arbeit“ zu schaffen, so wird einem denkenden Jungen die Wissenschaft zum Hohn. Würde sein tödlicher Spott doch lieber den Lehrer verunmöglichen, der mit solchen Zensuren sich als ungenügend ausweist. Denn zur Vorbereitung auf wissenschaftliches Arbeiten genügt nicht der blosse, noch so ehrliche Wille, begabte, vielleicht sogar überlegene Schüler um jeden Preis zu demütigen und die geistesverwandte Mittelmässigkeit importune opportune zu ermutigen — nein, dazu gehört vor allem ehrfürchtiges Schauern vor der Wissenschaft und ihrem hohen, strengen Dienst. Und alle Schüler sollten

etwas von dieser heiligen Scheu mitnehmen ins Berufsleben.

Mit der Hochachtung muss sich der Sinn für Wissenschaftlichkeit verbinden. Es gehört zu geistiger Reife, dass man eine Arbeit als wissenschaftlich erkennen und beurteilen kann. Mag einer selbst auch nie eine gelehrte Abhandlung schreiben, er soll doch leicht und sicher feststellen, ob eine Darlegung wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, worin sie versagt. Dazu braucht es klare Begriffe, die nicht nur angelernt und eingepaukt, sondern erarbeitet sind in planvoller Uebung.

Zu diesem Doppelziel führt nur ein Lehrer, der selbst wissenschaftlich gebildet ist. Wer die Technik wissenschaftlichen Arbeitens nicht gründlich beherrscht, halte die Hand weg. Foncks Buch „Wissenschaftliches Arbeiten“ in der Bücherei hilft da wenig, auch nicht das blosse Durchlesen eines andern ähnlichen Werkes; es genügt dazu nicht eine Seminararbeit an der Universität, sogar ein Doktordiplom ist nicht unter allen Umständen ein Ausweis. Zu diesen theoretischen Grundlagen und praktischen Gehversuchen muss unermüdliche Weiterbildung kommen, auch in wissenschafts-methodischer Hinsicht. Sonst wird die Technik Routine und Schablone, und die befähigt nicht zu methodischer Einführung. Es genügt auch nicht die wissenschaftliche Grundhaltung des Lehrers, die den ganzen Unterricht wissenschaftlich fundiert und gestaltet. Er muss die einzelne Aufgabe, an der er wissenschaftliches Arbeiten erläutern und einüben will, nicht nur aufgeben und später korri-